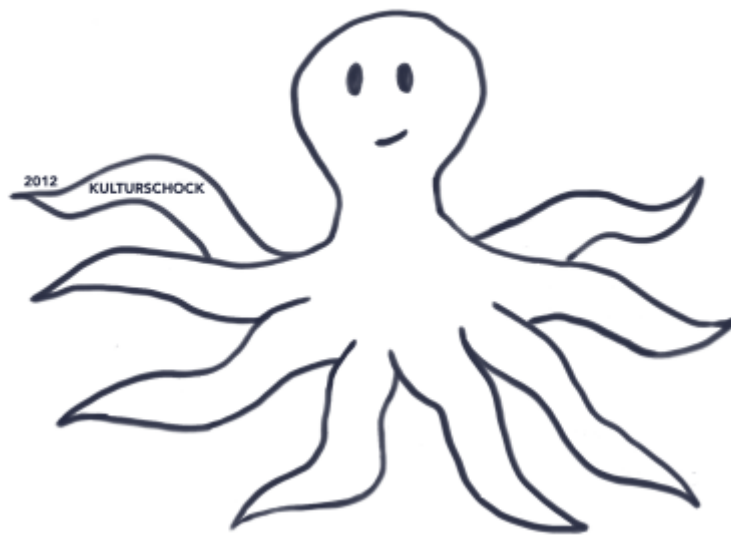


Brief 2

2012 KULTURSCHOCK

Der Forschungsanlass



Berichtszeit: 2026

Lieber Max ...

Bevor ich gleich, um mich für den heutigen Brief und damit das zweite Kapitel des Forschungsberichts aus der Ära des Anthropozän ins Klima der Moderne zu sammeln, die rekonstruktive Aufgabe, die ich mir 2020 stellte, aus heutiger Sicht kurz zusammenfasse, muss ich noch einmal kurz auf das Thema Adressatenwahl zurückkommen: Mich wegen eines für die Anthropozänlage so wesentlichen Phänomens wie charakteristisch menschlichem Verstand (kurz cmV) direkt an Verfasser so wertvoller Theorien wie deiner zu wenden, hilft mir gründlich genug darüber nachzudenken, wie ich Aussagen von ihnen interpretieren will. Du bist nämlich weder der erste noch der einzige Humantheoretiker, dem ich bisher schrieb. Die Forschungshaltung und das skalierte Theoriemodell, auf das ich mein Verstehen stütze, prüfte ich auch mit Briefen an den Soziologen Talcott Parsons, den Erkenntnistheoretiker Carl Stumpf und den Psychotheoretiker Sigmund Freud.

Zurück zu dir, lieber Max: Was im ersten Moment, weil ich keine Weberexpertin bin, wie anthropologischer Freestyle wirken mag, hat ein solides Fundament an Vorbedingungen. Trotz des enormen Potenzials von cmV, damit weit zurück- und vorausdenken zu können, bedeutet organisch zu leben ja zwingend, tatsächlich nur einen Weg zu haben, der unausweichlich nur zum nächsten Schritt führt. Nur mit einem solchen kannst du – egal, was geplant war – ausnahmslos situativ handeln. Diese Bedingung wird Serendipität genannt, und unter ihr schwebt, aus meiner ökologisch-anthropologisch orientierten Sicht beurteilt, deine Handlungstheorie zusammen mit soziologischer Systemtheorie und der Theorie Kulturelle Evolution über allen anthropologischen Disziplinen. Ich greife damit zwar weit vor, lieber Max, aber mir kommt es vor, als könnten im Sinne gesellschaftlicher Aufklärung handelnde Forschende das volle humantheoretische Potenzial deiner Theorie so lange nicht entfalten, wie zwei darin enthaltene, populär gewordene Thesen, die Rationalisierungsthese und die Protestantismusthese, ihren funktionalen Kern überstrahlen: Wer handelt, vollzieht eine evolutionäre Selektion.

Jetzt zur Zusammenfassung meiner rekonstruktiven Aufgabe: Mit der bewussten Einbildung, dir tatsächlich von Mensch zu Mensch kollegial darüber berichten zu können, führte ich eine Idealtypenformulierung im Sinne experimenteller Archäologie durch. Vielleicht sollte ich noch erklärend nachschieben, dass du in einem solchen Fall ein interessantes Werkzeug gefunden, nachgebaut und herausgefunden hättest, wie es genau funktionierte. Und zudem noch, wie vergleichsweise gut es sich in der Umwelt seiner Erfindung gegenüber Werkzeugen für denselben Zweck geeignet haben müsste. Weil ja wissenschaftliche Methoden, in unserem Fall Idealtypenformulierung, ebenfalls Toolcharakter haben, sollte der Kunstgriff, statt eines materiellen Werkzeugs ein immaterielles zu beforschen, problemlos sein.

Das Zustandekommen meiner strikt empirischen Einzelfallstudie hat eine sachlich vergleichsweise einfach rekonstruierbare Vorgeschichte: Als ich 2020 den Idealtypus Aufklärer zu formulieren begann,

war ich thematisch gut vorbereitet: Im Rahmen einer religionswissenschaftlichen Grundlagenveranstaltung hatte ich 2014 zur Vorbereitung einer Abstract-Übung die wissenschaftliche Funktionalität der Idealtypenmethode am Beispiel des Typus‘ *Bastelexistenz* eingeschätzt. Schon da war mir die Methode nicht neu – um die Jahrtausendwende hatte ich in der Abschlusspräsentation für das Projekt *Zukunft der Arbeit* im Rahmen meines Psychologiestudiums mit dem Typus *Arbeitskraftunternehmer* gearbeitet. Wäre ich nicht weiter fasziniert geblieben, hätte ich 2016 nicht in einem Essay gründlicher über den Typus Bastelexistenz nachgedacht, worauf ich in einem späteren Brief noch zurückkomme. Dass dieser Typus zudem recht gut meine professionellen Wege zu beschreiben schien, die ich nicht wagen würde, als Karriere zu bezeichnen, gehört sicher mit ins Kalkül dafür, dass ich 2018 eine weitere Studienarbeit formulierte, diesmal mit dem mit dem Titel *Warum funktionieren Idealtypen?*

Rückblickend, lieber Max, wirken diese gelegenheitshalber gegangenen Schritte wie Vorstudien – falls ich schon gewusst hätte wozu! Wäre ich nicht zu 99,9% überzeugt, dass mein heute explizites Motiv, das Phänomen cmV möglichst zutreffend verstehen zu wollen, mich schon damals implizit trieb – sähe es dann nicht auch für dich so aus, als hätte die Idealtypenmethode mich meine Aufmerksamkeit *von sich* aus unwiderstehlich auf sich gezogen? Auf diesen individuell bedingten konstitutiven Aspekt der Theorie AGsSA, lieber Max, komme ich wegen der strukturellen Integrität meines Forschungsberichts und der Ökonomie seiner einzelnen Kapitel erst im nächsten Brief näher zu sprechen.

Um dir nun endlich so direkt wie möglich zu zeigen, wie und womit das Projekt begann, gehen wir ins Feld. Ich nehme dich dorthin mit, wo ich mit Beginn meines Studienaufenthalts einen Kulturschock zu erleben begann, den ich – wenn auch längst nicht so krass wie anfangs – noch immer spüre. Der folgende Explorationsbericht, *Spannung zum Reiseantritt*, thematisiert mein erstes Studienjahr und entstammt meiner 2015 verfassten Bachelorarbeit *Eine Studienreise in Populäre Kulturen* (kurz Studienreise), einem strukturierten Erfahrungsbericht aus teilnehmender Beobachtung, gestützt auf autoethnografisch erhobene Daten.

Weil sich so die Keimzelle für den Idealtypus Aufklärer gut in ihrer kultürlichen Umwelt erfassen lassen sollte, liefere ich ihn dir komplett – muss dich allerdings warnen: Wegen der 2015 rückblickend auf 2012 noch frischeren Eindrücke scheint mir der Bericht heute übertrieben emotional und umschweifend formuliert. Doch gerade die damals gegenüber dem Fach, das ich abzuschließen im Begriff war, nicht verleugnete Gefühlslage erklärt hoffentlich spürbar, was die Forschung motivierte, deren Ergebnis ich dir berichte. Ich werfe dich also absichtlich ins kalte Wasser.

Explorationsbericht: Spannung zum Reiseantritt

Trip(s)

Das Fach Populäre Kulturen an der Universität Zürich prägt sich in zwei Teilgebiete aus: *Alltagskulturforschung* und *Populäre Literaturen und Medien*. Meine Reise begann mit Grundlagenvorlesungen in beiden Teilgebieten, jeweils begleitet von einem Methodenseminar.

Methodenseminare

Beide Seminare führten ins Handwerk qualitativer Sozialforschung ein, im Hintergrund erzählten die Reiseleiterinnen die Lebensgeschichte des Fachs mit den Wellen seiner ethischen Bewusstwerdung. Hier fand die fachkulturelle Prägung und Grenzziehung statt. Wir diskutierten Methodentexte und übten Forschen, hörten große Namen wie *Dilthey*ⁱ, *Riehl*ⁱⁱ oder *Malinowski*ⁱⁱⁱ und erfuhren von in- und externen Erschütterungen, die das Fach erlebt hatte und die es noch immer in Bewegung hielten.

Wichtige Stichworte der letzten Jahrzehnte, so hörten wir Studierenden, waren „Writing-Culture Debatte“, „Krise der Repräsentation“, „Positivismusstreit“ oder „Othering“. Wir hörten auch, dass historisch weiter zurückliegend der Begriff „Volkskörper“ das Fach belastet hatte, da, metaphorisch ausgedrückt, das Volk eher Arme und Beine gestellt hatte. Zudem soll die Vorstellung „höher“ entwickelter ethnischer Gruppen gegenüber anderen dem Ansehen des Fachs geschadet haben, weil Erstere faktisch diejenigen gestellt hatten, die andere beforschten. In diesem Zuge diskutierten wir ethische Fragen, die sich im Beforschen anderer ergeben können.

Als Beispiel für die paradigmatische und methodologische Abgrenzung wurde uns zum Semesterschluss im Methodenseminar Alltagskulturen der Film *KITCHEN STORIES* gezeigt. Darin wird ein *quantitativer* Sozialforscher irgendwie antisozial dargestellt: beispielsweise springt er „überfliegermäßig“ aus einem Flugzeug und pinkelt betrunken in den Schnee, während sich die Figuren der „Guten“, entweder schon menschlichen, oder im Laufe des Films zu Menschlichkeit Bekehrten (und damit implizit assoziierter qualitativer Forschung) humorvoll-angenehmer Darstellung erfreuen.

Mir blieb das Lachen im Halse stecken: Ich konnte kaum umhin, die – weil sympathischer dargestellt – *Guten besser* zu finden. Diese Machart zu erkennen hatten mich meine deutschen 1968er Politik- und Sozialkundelehrer (allesamt Männer) am Beispiel von Riefenstahl-Filmen und antisemitischen Plakaten aus der Zeit des Nationalsozialismus gelehrt.

Ich fragte mich: Soll der Film Fachidentität schaffen? Soll über fühlbaren ‚Widersinn‘ quantitativer Methoden beim Beforschen von Menschen die Qualität qualitativer Methoden belegt werden? Ergibt sich der Sinn qualitativer Methoden nicht aus Besserem, als andere Ansätze schlechter zu machen?

Vorlesungen

Das Teilgebiet Alltagskulturen, Trip 1, wurde uns Studierenden in einer Ringvorlesung nahegebracht, in der viele Dozentinnen und Dozenten mit ihrem aktuellen Forschungsthema zu erleben waren; dieses smarte Format erleichterte mir die spätere Auswahl meiner Trips aus dem Vorlesungsverzeichnis enorm. Wie lebendig die Bevölkerung noch an ihrem Selbstverständnis arbeitet! Das zeigte sich symptomatisch an der intensiven Verhandlung um den Namen des Faches; als ich erfahre, es habe zuvor Volkskunde geheißen, reagiere ich reflexhaft: Ein Fach mit diesem Namen hätte ich nie gewählt! Populäre Kulturen – das klingt für mich sexy, Volkskunde hingegen muffig. Die Ringvorlesung bot Informationen über den aktuellen Kulturbegriff des Faches und Beispiele populärer (Natur-)wissenschaft als Thema der Alltagskulturforschung, alltagskulturelles Forschen über Leben im Alter, Berichte über Stadtforschung, Technikforschung, ... all das machte mir großen Appetit.

Das Teilgebiet Populäre Literaturen und Medien, Trip 2, wurde lebendig und kenntnisreich vorgestellt. Der sympathische Professor, der die Vorlesung bestritt, gab einen vertikalen Schnitt über kulturelle Historie bis heute, soweit sie in Literaturen und Medien im engeren Sinne Thema ist und bot mir damit einen roten Faden, in dem sich mir kulturgeschichtlich Neues und schon Bekanntes hilfreich verband.

In *einer* Vorlesung allerdings wurde ich nervös; ich notierte: „Der Mensch“ *sei* seine Medialität, „Das Tier“ habe Reflexe, reagiere auf „auslösende Reize“ und „alles“ sei hier „fixiert“ und diene der „Arterhaltung“. Ich tippte empört in mein Laptop: „Was ist *das* Tier? Vokabular verweist auf einen veralteten Stand biologischer Verhaltensforschung – an einer Uni!“

Zuhause schrieb ich dazu: „Was ist mit einer kategorischen Differenzierung mit *dem Menschen* auf der einen Seite, und einem *Kontinuum*, das *Amöben und Grünspechte, Blauwale und Bonobos umfasst*, anzufangen?“ Ich war irritiert, was mein Aufnahmevermögen für andere wichtige Dinge störte, die der Lehrende sagte. Ich sah die Vorlesung nochmals auf der Lernplattform^{iv} an, um die Worte des Professors und meine empörten Notizen so gut wie möglich beisammen zu haben. An der entscheidenden Stelle kam der Professor auf Menschen Betreffendes: „Sie kennen das, die Medien sind voll davon [...]. Pheromone, die uns bestimmte Reaktionen abverlangen“, so etwas sei, „Standardspaß in biologischen Fernsehprogrammen“. Meine Notiz aus der Vorlesung dazu: „Was bitte, sind *biologische* Fernsehprogramme?“

Der Professor sagte weiter, er würde anerkennen, dass „wir auch solche Signale aussenden“, die aber in den entsprechenden Sendungen als „auslösende Reize“ dargestellt würden, in dem Sinne, dass wir

darauf reagieren müssten. Ich erinnere, hier gedacht zu haben (Erinnerungen können trügen): Obwohl ich solche Sendungen oft sehe, höre ich diese *Ausschließlichkeit* nicht (überhöre ich sie?).

Er sagte direkt weiter: „Das kann alles widerlegt werden durch das Verhalten jedes einzelnen Menschen. Die Umstände sind vielleicht mit zu bedenken. Das sind ja alles Laborversuche gewissermaßen“ und verweist auf den Befund, Menschen heirateten nachgewiesenermaßen jeweils in ihrer eigenen sozialen Schicht. Meine Notiz aus der Vorlesung dazu: „Das eine schließt doch das andere nicht aus! Es geht nicht um *widerlegen*, das alles wirkt zusammen!!!“

Nun appellierte der Professor an uns Studierende: „Lassen Sie sich davon nicht irritieren oder reinlegen. Kommunikation ist viel komplexer als das in mancher Biologiesendung erscheint. Tiere kommunizieren im starren Rahmen – Menschen kommunizieren komplex.“

Ich stimmte dem Professor ja teilweise zu: Menschen kommunizieren besonders komplex. Aber auch der Rest der biologischen Welt kommuniziert komplex. Ich fragte mich, ob er ein Entweder-oder sieht, wo ich ein integriertes System sehe? Ich sehe altes und neues Verhalten nebeneinander laufen, mal mehr, mal weniger widersprüchlich – Ersteres von Pheromonen angeregt und Letzteres im Sinne von Paarbindungsstrategien in immer komplexeren sozio-kulturellen Umgebungen.

Ich war ziemlich aufgewühlt. Die Geschichte muss mich noch lange bewegt haben, noch Wochen später notierte ich: „Wie *widerlegt* man mit einer *sozialwissenschaftlich* fundierten Beobachtung (der ich nicht widerspreche) die Wirkung von *Pheromonen* (anderes Bezugssystem, anderes Fach)? Ich traue der Erkenntnis, dass soziale Überlegungen für das Heiraten eine wesentliche Rolle spielen. Aber warum soll ein evolutionär neuer Faktor (soziale Konformität) ältere Faktoren (Pheromone) automatisch und spurenfrei aushebeln? Außerdem ist zu heiraten der absolute Ernstfall der Partnerwahl. Mit seines- oder ihresgleichen verheiratet zu sein, verhindert auch kaum, das Betreffende auch mit anderen Partnern (vielleicht unwiderstehlich von Pheromonen verlockt?) Sex haben können: mir scheinen – ob überlegt oder unüberlegt – viele Leute diese Doppelstrategie zu fahren.“

Am Beispiel dieser inneren Auseinandersetzung wollte ich erklären, was meine Empörung auslöste: Ich stütze mein Denken metatheoretisch mit der Evolutionstheorie und Theorien nicht-linearer dynamischer Systeme; es sind im „wissenschaftlichen Multikulti“ für mich unverzichtbare Theorien, die hier nicht kompatibel scheinen. Ich fragte mich: Kann ich nicht zumindest hier auf meine Metatheorien verzichten? Und antwortete: Nein. Wenn sich Befunde und deren angebotene Interpretationen zu widersprechen scheinen, drängt es mich innerlich, den Widerspruch zu finden, einzuordnen und bestenfalls aufzulösen; falls das unmöglich ist, lasse ich ihn bewusst als aktuell unauflösbar stehen. Dabei helfen mir diese Theorien; ganz pragmatisch gesprochen, komme ich mit ihnen weiter als ohne sie.

Im geschilderten Fall hatte ich *keinen* wissenschaftlichen Konflikt. In meinem metatheoretischen Bezugssystem sind beide Befunde – das biologische Kommunikationssystem über Pheromone und das

sozialwissenschaftliche, über das eingeschätzt wird, ob ein Partner oder eine Partnerin sozial adäquat ist – vereinbar. In nicht-linearen dynamischen Systemen (wie etwa Menschen) spielen Monokausalität oder strikter Determinismus fast nie eine Rolle, der Evolutionsbiologe und Ökophysiologe Wolfgang Wieser sagt:

Im Grunde sollte kein Zweifel daran bestehen, dass es sich bei der biologischen Evolution um eine Evolution von Systemen handelt und dass ein solcher Vorgang [...] nur als ein komplexer, vielschichtiger, multikausaler Prozess verstanden werden kann.^v

Ich traue sowohl dem von Wieser Gesagten als auch meiner Aussage, dass mir meine Metatheorien keinen wissenschaftlichen Konflikt signalisieren. Was also verunsicherte mich dann? Was steckte hinter meiner Irritation in der Vorlesung? Ich will es besser verstehen. Es hat etwas mit der Rhetorik zu tun.

[Ich bin mit dem Frankfurter Werkzeugkasten sozialisiert.]

Ich schaute, neu justiert, nochmals genau hin. Der Professor warnt vor etwas: wir Studierenden sollen etwas nicht „auf den Leim gehen“, was in „biologischen Fernsehprogrammen“ getan wird.

Ich meine, wer so warnt, will mir helfen, das Richtige zu sehen; bestimmte Dinge soll ich nicht denken („Lassen Sie sich davon nicht irritieren oder reinlegen“) weil das falsch wäre.

Wäre es *falsch* oder *schlecht*?

Wovor wird gewarnt? Offensichtlich sollen Menschen nicht auf ihre Biologie reduziert werden.

Wo geschieht das Reduzieren? Wer tut es?

Eine Seite, das „biologische Fernsehprogramm“, reduziert nach Auffassung meines Lehrenden menschliche Kommunikation im Feld „Partnerwahl“ auf Pheromone.

Aber *wer* reduziert? Wer steckt hinter diesem biologistischen Reduktionsprojekt? Das Programm? Offensichtlich sind es Menschen, die das Programm machen; und sie haben die Macht, in diesem Programm etwas zu sagen, das zu glauben nach Ansicht des Professors gefährlich für Studierende sein könnte.

Die andere Seite, der Dozent, reduziert ebenfalls – eine komplexe Tierwelt auf den Monoblock „Tiere“ und teilt damit die Welt auf in berechenbare Natur („alles ist hier fixiert“; „starres Programm“) und komplex kommunizierende Menschen.

Wie die Machenden des Fernsehprogramms hat er Redemacht und Deutungshoheit. Ich unterstelle ihm nicht, seine Machtposition absichtlich auszunutzen. Das unterstelle ich aber auch den Biologiesendungen Machenden nicht (hier reduziere *ich* den Konflikt beiderseits um denkbare „böse Absicht“).

Zusammengefasst reduzieren beide „Seiten“ und zudem können sie jeweils aufgrund ihrer medialen Macht ihre Reduktion als Interpretation anbieten und „abhängige Andere“ für ihre Ideen gewinnen (das könnte ich prinzipiell auch, mein studentischer Status macht das weniger wahrscheinlich).

Vernachlässige ich mögliche Machtverhältnisse und betrachte nur das Reduzieren: warum könnte es geschehen?

[Sinn schneidet den nächsten Schritt aus der Komplexität.]

Warum reduzieren die Konfliktbeteiligten, also die Sendungen Machenden, der Professor und ich selbst?

Ich denke: Leben ist komplex, niemand kann alles wahrnehmen, geschweige denn ernsthaft abwägen. Ich will niemandem auf den Leim gehen, mich nicht irritieren oder reinlegen lassen, deshalb muss ich selbst urteilen (ich will aber auch nicht ständig jemanden verdächtigen, mich hereinlegen zu wollen). Ich komme zu dem Schluss, dass hier wahrscheinlich alle etwas ganz Menschliches tun: Reduzieren auf einen eigenen Sinn hin; interpretieren ist (auch) Reduzieren, Urteilen ist (auch) Reduzieren. Alles im allem habe ich also keinen wissenschaftlichen Konflikt und kein Problem mit dem Reduzieren nach verschiedenen Sinnperspektiven. Dennoch *fühle* ich mich persönlich reduziert und falsch einsortiert.

Meine Verwundbarkeit wird mit einem gespürten Muster zu tun haben, für das die folgende Erinnerung exemplarisch ist: Als in meinem Biologie-Leistungskurs am Abendgymnasium die Evolutionstheorie Thema war, hatte ich kulturelle Anpassungen an einen Lebensraum erwähnt – ich meine, es war um eine Oase gegangen. Mein ansonsten netter, sehr entspannter, 1968er Biologielehrer hatte mich, plötzlich gerade im Rücken werdend, scharf angefahren, sinngemäß so: „Im Fall des Menschen ist die Evolution abgeschlossen! Diese Zusammenhänge betreffen die Tier- und Pflanzenwelt!“

Ich war damals für eine abweichende wissenschaftlich begründete Auffassung aus machtvoller Position vor Augen meiner Mitlernenden angefahren worden und erlebte später noch mehrfach, wenn ich evolutionstheoretische Begriffe nutzte, für politisch rechts orientiert gehalten zu werden, ohne noch mit sachlichen Argumenten durchdringen zu können (dabei sind mir politische *Seiten* herzlich egal, mir ist politisches Umgehen mit Problemen wichtig!).

Genau da tut es weh. ^{vi} Mich schmerzt diese Art sozialen Umgehens und nicht die von meiner abweichende Auffassung gegenüber Biologie und Evolutionstheorie (Evolutionsbiologie liefert auch starke Argumente *gegen* Biologismus!).

Worum geht es denen, die meine metatheoretische Orientierung mit politisch rechts verknüpfen, genau? Um eine inhaltliche Aussage oder ihre von politischen Interessen geleitete Nutzung (Herr Sarrazin will ja auch nicht der Biologie nützen, sondern nutzt sie missbräuchlich)? Ich war und bin immer wieder empört. Ein unterstellter *Ismus* stellt mich vor die Tür! Verdammt, Menschen sind komplex und nicht durch Ismen definiert! Der entweder offen geäußerte oder schweigende Vorwurf rechter

Gesinnung traf und trifft viele, die Evolution und Menschen nicht auseinander dividieren wollen und sich trauen, das auch zu sagen.

[Die geheime Agenda: so geheim, dass sie nicht einmal alle kennen, denen man sie zu haben vorwirft.]

Der Psychologe Douglas T. Kenrick beschreibt aus Betroffenenperspektive die Situation evolutionspsychologisch Forschender in den USA. Knapp gefasst, sagt er, laute der Vorwurf aus dieser Perspektive: Forschende wollten Rassismus, Frauenfeindlichkeit, Antisemitismus und dergleichen damit rechtfertigen, dass diese natürlich – genetisch – vorgegeben seien. Mit der Rückführung menschlichen Verhaltens auf genetische Ursachen würde der Status Quo quasi vom rechten Lager der Gesellschaft her festgezurr. Kenrick widerspricht dem mit Verweis auf eine US-amerikanische Untersuchung mit Psychologie-Doktorierenden, nach der keiner der befragten evolutionären Psychologen das konservative Lager bevorzugte; andere Psychologen unterschieden sich von Evolutionspsychologen in der Studie dadurch, dass Letztere die wissenschaftliche Methode deutlich positiver beurteilten.^{vii}

[Kein Schweinefleisch im Amerika-Flieger?]

Ich meine, ist erstmal irgendwas mit irgendwas anderem assoziiert, fällt es schwer, Art, Richtung und Stärke des Zusammenhangs festzustellen. Sicher kann man zudem in komplexen dynamischen nicht-linearen Systemen nie sein.

Ich fühle mich den 1968ern verbunden, soweit es das Vorhaben betrifft, nicht unhinterfragt nachzumachen, was meine Modelle tun. Es trifft mich noch immer, aus dieser Ecke „rechtslastig“ zu wirken. Der Professor heute hat mir absolut nichts getan – er hatte nur, ohne davon wissen zu können, eine immer noch schmerzende Stelle bei einer der etwa sechzig Studierenden im Hörsaal getroffen. Ich weiß schon, warum ich mich auf „Seiten“ nicht wohlfühle und weder Rolle noch Partei, nur Mensch(-in) sein will.

Reiseandenken

Der gegenständliche Output dieses Semesters waren zwei schriftliche Arbeiten in den Methodenkursen.

Die Arbeit im Teilgebiet Populäre Literaturen und Medien (Trip 1) schrieb ich mit einem Mitreisenden und erfuhr, was Kurt Wallander und die christliche heilige Familie verbindet: Beide sind Gegenstand seriellen Erzählens.^{viii} An der Arbeit hatte ich Freude und begann zu lernen, was kulturanthropologische gegenüber psychologischen oder literaturwissenschaftlichen Sichtweisen abgrenzt.

Die Dozentin riet: „Ich würde schauen, dass ihr noch mehr mit dem Text und z. B. Elementen des Seriellen oder dem Kriminalroman analysiert – kulturwissenschaftlicher Zugang.“ Aber insgesamt ernteten wir die Beurteilung: „Gute Einordnung ins Thema, Kontext, sinnvoller Zugang durch Klausnitzer – Weiter so!“

Im Teilgebiet Alltagskulturen (Trip 2) schrieb ich einen Forschungsbericht am Ende der über das Semester hinweg laufenden Aufgabe, ein leitfadengestütztes qualitatives Interview zu planen, vorzubereiten, durchzuführen, zu transkribieren und textanalytisch zu verarbeiten. Die Arbeit *Das Smartphone - eine Trägerinfrastruktur für menschliche Nutzen?* schrieb ich allein und lief damit sozial unkontrolliert (mit auch nur der Anwesenheit eines anderen Menschen wäre es anders gewesen) in meine eigene Empörungsfalle: Was mich im ersten Semester am meisten irritiert hatte, legte ich hinein und versuchte, meine gesamte wissenschaftliche Haltung zu verteidigen. Die Dozentin erkannte das genau: „Mehr eine Selbstpositionierung bezüglich des Fachs Volkskunde als eine Reflexion der eigenen Rolle im Forschungsprozess“. Aus ihrer fachlichen Sicht monierte sie zu Recht: „Thema und Fragestellung zielen auf die Suche nach anthropologischen Konstanten, was nicht Forschungsgegenstand der Volkskunde ist“; „In der Volkskunde geht es nicht darum, Aussagen über ‚die‘ ‚Spezies Mensch‘ zu treffen, sondern zu differenzieren und kontextualisieren: wie leben Menschen unter spezifischen historischen / ökonomischen / lokalen / sozialen / politischen / biografischen / körperlichen ... Gegebenheiten und gestalten ihr Leben / konstruieren ‚ihre‘ ‚Realität‘?“

War das gänzlich schief gelaufen? Das sehe ich nicht so. Ich überschritt die Fachgrenzen, aber immerhin näherte ich mich durch Selbstpositionierung von außen an.

Ich schloss das erste Semester so: Ich möchte kulturanthropologische Perspektiven nutzen lernen. Aber *einen* Weg kann ich mir nicht abschneiden. Er betrifft diese Bewertung meiner Dozentin:

Die ‚wesentliche Wurzel des Menschseins‘ und die Frage, ob wir alle vom Affen abstammen, Hunger, Durst und andere Bedürfnisse haben ist dabei nicht relevant. Das expliziert Hengartner mit seiner Formulierung ‚der Mensch ist Geschöpf und Schöpfer von Kultur‘.

[Was sagt mir der Götterbote?]

Ich dachte weiter nach: Ich versuche mich jetzt mal bewusst an Hermeneutik. Zuerst berücksichtige ich den Kontext *nicht*: Ich lese Hengartners^{ix} Formulierung nicht so, als könne vor dem Menschen keine Kultur gewesen sein, denn hier steht nicht: „Schöpfer *der* Kultur“, sondern „Schöpfer *von* Kultur“. Und hätte er „*das* Geschöpf der ...“ und „*der* Schöpfer von ...“ gesagt, wäre er in einen endlosen Regress gekommen. Hengartner macht hier keine Tatsachenbehauptung, sondern eine weiche Formulierung.

Nun schaute ich, was in meinem Denken passiert, wenn ich den Kontext berücksichtige: Hengartner ist Kulturanthropologe – soll ich ihn mit allen seiner Landsleute gleichmachen? Und soll ich weiter den

Schluss ziehen, dann müsse er mit seinen Worten meinen, die biologische Seite von uns Menschen sei hier irrelevant? Er sagt dazu jedenfalls nichts.

Hengartners Satz sagt auch nichts vom Verhältnis der Kultur zur Natur: bleibt sie draußen?; diffundiert sie hinein?; durchzieht sie Natur in sauber definierten Bahnen und hält sich dran? Hengartner sagt nicht, Natur sei abgestellt oder irrelevant, und nicht, ob andere nicht auch Kultur schöpfen mit gleichen oder anderen Instrumenten, wie wir sie nutzen beim Schöpfen.

Wie sicher sagt ein solcher Kontext was? Von mir ausgehend kann ich sagen: eine typische Psychologin bin ich nicht (wer wäre das schon?). Die meisten Menschen, denen ich erstmals begegne, denken etwa ich würde ‚Leute mit Problemen therapieren‘, ‚helfen‘ wollen oder ‚Leute coachen, die ihren Job besser machen wollen‘, manche wissen auch: ‚oh, da macht man viel Statistik‘. Viel davon kommt nicht in der Art und Weise vor, auf die ich Psychologin bin.

Der Vorteil an weichen Formulierungen ist ja gerade, dass ihnen viele zustimmen können, dass sie mehrdeutig bleiben und länger halten als exakt formulierte Aussagen.

Das soll kein Affront sein – ich denke in evolutionären Kategorien über Natur *und* Kultur. Ich traue der wissenschaftlich falsifizierbaren Erkenntnis, dass biologische Ausstattung und Notwendigkeiten mitbestimmen, was wir konstruieren, ob Konzertsäle, die darin gespielten Geigen oder Sinfonien. Unter diesem Konzept kann es keine Physik geben, die nicht mit dem kognitiven System konstruiert wäre, das sich in einem realen – weder perfekten noch linearen – andauernden Evolutionsprozess auf der Erde ergeben hat.

Ich akzeptiere vollkommen, dass dies in der Volkskunde für viele kein Thema ist. Aber ich kann es nicht davon trennen, wie Menschen unter spezifischen historischen, ökonomischen, lokalen, sozialen, politischen, biografischen, körperlichen Gegebenheiten ihr Leben gestalten und ihre Realität konstruieren. Auf einem im Methodenkurs ausgegebenen Handout *Fragestellungen in den Alltagskulturen/Volkskunde* lese ich, Ziel des fachlichen Fragens sei, Alltägliches und scheinbar Selbstverständliches zu verstehen und zu deuten.

Ich frage mich: Was ist in *diesem* fachlichen Gelände alltäglich und selbstverständlich? Ob noch viele Landsleute diese Seite von Menschen für irrelevant halten?

[Den Bauch zu verstehen hilft mir, den Kopf zu benutzen.]

Ich fand folgende Fragen zu spannend: Warum machen wir uns oft – die eine mehr, der andere weniger – zu Idioten, wenn wir verliebt sind oder die Möglichkeit wittern, Status zu erwerben? Warum begehren die meisten unserer Spezies mehr Ressourcen, als sie benötigen? Warum handle ich oft schneller, als mein Verstand einzugreifen vermag? Mich interessiert sehr, wie Leute sowas persönlich deuten! Und noch spannender finde ich, über noch weitere Perspektiven mein Bild von unserer Spezies zu vertiefen.

Obwohl es in diesem Fach extrem wichtig ist, alles in einen Kontext zu stellen, soll ich mich nicht auf den Kontext beziehen, aus dem alle Kultur resultieren muss, soll sie nicht göttlich gegeben sein. Das finde ich komisch und möchte mehr darüber herausfinden.

Ich sehe, hier habe ich nicht einfach ein interessantes Studium mehr vor mir, das mich schmerzlos bereichern wird, erlebte aber insgesamt viel mehr Erfreuliches als Irritierendes. Wohl gerade darin steckt die Herausforderung, generell für dieses Fach und für mich gerade jetzt: das Fremde zu verstehen. Deshalb erfuhren Irritierendes und Schmerzhaftes größte Aufmerksamkeit. Mir fielen kleine wie große Ausschlussmechanismen auf, etwa der Rat, auf den Begriff Spezies Mensch zu verzichten „wenn du in diesem Studium etwas werden willst“.

Am Ende des Semesters fragte ich mich: Könnte ich ... kann (eine wie) ich überhaupt Kulturanthropologin sein? Und was genau studiere ich hier? Volkskunde? Kulturanthropologie? Populäre Kulturen? Europäische Ethnografie? Dem Zürcher Namen nach hatte ich das Fach moderner, aufgeschlossener gegenüber dem aufgefasst, was wissenschaftlich sonst so läuft.

Ich halte fachliche Grenzen nicht für sinnlos, sondern meine Fragen für größer als Fächer. Ich versuche, das Fremdeln abzubauen – muss aber Wege finden, meine metatheoretischen Bezugssysteme zu nutzen, ohne mich „kulturwissenschaftlich unmöglich“ zu machen.

Topografisches Highlight 1: Wissenschaft und Werte – kritisch nah.

Beeindruckend wie wichtig es der Fachbevölkerung ist, sich eine kritische Stimme zu bewahren! Das betrifft etwa den Selbstauftrag, die Gesellschaft – auch andere Wissenschaften – kritisch zu begleiten. Das gibt dem Ganzen eine besondere Note: Die moralisch-normative Instanz Volkskunde erzeuge sich selbst als Institution der Gesellschaftsverbesserung, zitieren Andrea Ploder und Johanna Stadelbauer Sabine Eggmann.^x

Der kritische Blick geht auch nach innen. Entscheidend für diese Haltung sind Ereignisse in der kollektiven Erinnerung, bei denen „das Fach“ eine schlechte Figur gemacht hat – aus ihrem Kontext heraus nachvollziehbare, aber aus späterer Sicht nicht mehr vertretbare ethische Fehler. Darauf waren interne ethische Debatten gefolgt, mit Konsequenzen für den Forschungsprozess. Die „Krise der Repräsentation“ und die „Writing Culture Debatte“ bezeichnen markante Verwerfungen im fachlichen Gelände, die gut beschrieben sind und sich erkennbar normativ fortsetzen. Das ist absolut bemerkenswert und nimmt mich enorm für das Fach ein.

Die Bevölkerung lebt unter schwierigen Bedingungen und ich bewundere alle, die dem gerecht werden. Wer (Selbst-)Kritik im Programm hat, muss bereit sein, diszipliniert und konsequent zu denken, sich

respektvoll und offen vor dem Denken des Gegenübers zu verhalten sowie willens sein, über beider Denken hinweg zu reflektieren. Wer andere Wissenschaften kritisch begleiten will, muss viel von Wissenschaft verstehen. Das muss ein Riesenbrocken sein für ein Fach, das in seiner Frühzeit aus sicherer Entfernung andere Kulturen der daheimgebliebenen staunenden Bevölkerung vorstellen konnte.

Es erfordert viel mehr sozialen Mut und neue Kompetenzen, Gleiche aus der Nähe zu kritisieren als Andere von Ferne. Andere sind heute nicht abstrakt bleibende fremde „Wissenschaften, sondern wissenschaftlich Qualifizierte leben, wohin das forschende Auge blickt: mitten im Alltag – quasi im eigenen Land. Welch ein vielversprechendes Feld für besondere Beobachtungen! Das muss man sich mal auf der Zunge zergehen lassen: Wissenschaftskultur leben ganz normale Menschen, das ist populäre Alltagskultur, der eigene Forschungsgegenstand!

Und da wird es mir etwas ungemütlich im Gelände: Wissenschaft und Werte scheinen mir sehr, sehr nahe. Ich möchte das an einem plakativen Beispiel erklären. Das Präfix „kritisch“ vor Wissenschaften meint nicht das gleiche wie in: „sie betrachtete die Sahne auf dem Dessert kritisch, ...“. Das soll dies Zitat des *kritischen* Psychologen Klaus Holzkamp zeigen: „[...] die entscheidende Fragwürdigkeit [...] liegt vielmehr in dem Mangel an Reflexion darüber, dass etwa Ratten Organismen ‚sind‘, während sich Menschen im Experiment nur verabredungsgemäß wie Organismen verhalten.“^{xi} Holzkamp lehnt das *quantitative* Paradigma ab – aus den gleichen Gründen, aus denen hier im Gelände *qualitativ* geforscht wird.

Als ich das Zitat fand, dachte ich rhetorisch: Bitte? Ich *bin* gar kein Organismus, sondern verhalte mich nur wie einer? Wieder ernsthaft fragte ich mich: Wer kann 1973 noch für wissenschaftlich vertretbar gehalten haben, zu sagen, Menschen seien *keine* Organismen? Auch „damals“ waren Menschen wissenschaftlich betrachtet Organismen – plausible Alternativen boten sich nicht.

Ich fragte mich aber auch: Wird hier überhaupt *wissenschaftlich* kritisiert? Mit „kritischer Haltung“ scheint mir nicht die im wissenschaftlichen Prozess geforderte skeptische Haltung gemeint zu sein. Fällt es unter der Frankfurter Variante von Kritik vielleicht schwer, die Arten von Kritik – moralisch wertgeladen von wissenschaftlich – zu trennen? Geht es bei dieser Haltung um sehr tief verankerte Werte? Solche, die denen, welche sie pflegen, über sich selbst hinaus wichtig sind? Solche Werte sind, einer wissenschaftlichen Erkenntnis nach, nur sehr schwer hintergebar.^{xii}

Das Beispiel wählte ich so, dass scharf erkennbar ist, worauf es mir ankommt. Ich traf hier niemanden, der oder die Holzkamps Aussage noch zustimmen würde. Ich hoffe, ich habe niemanden verletzt und doch meinen Gedanken klargemacht: Die Nähe von „moralisch (oder politisch) richtig“ und „wissenschaftlich richtig“ verlangt hohe Aufmerksamkeit und Respekt für anders Forschende und

Forschende, die die Welt anders betrachten. Othering kommt überall vor. Man tut ja nicht *Meinungen unrecht*, sondern *Menschen weh*, die ihre Erkenntnis nach anerkannten Standards gewonnen haben.

Ich finde es wichtig, *in* wissenschaftlichen Prozessen wissenschaftlich zu bleiben, und *über* wissenschaftliches Herangehen ethisch zu entscheiden. Kulturanthropologin kann ich nur werden, wenn ich „behalten“ darf, woran ich mich halte: dass wissenschaftlich nicht falsifizierte Aussagen die wahrestmöglichen Aussagen sind, die ich bekommen kann.

Mein erster Eindruck von diesem Fachgelände: Kulturwissenschaftliches Forschen hat eigene und spezifische Stärken, seine Ergebnisse sind nicht weniger wissenschaftlich, aber insgesamt weicher, mit einem höheren Interpretationsanteil als dem vieler anderer Wissenschaften. Der subjektorientierte Ansatz scheint mir sehr geeignet, Menschen hinter Statistiken zu zeigen und Manches zu fassen, das anderen Wissenschaften entgeht.

Explorationsbericht Ende

Also, lieber Max ...

als mit allen Wassern gewaschenem Soziologen alter Schule dürfte es dir nicht schwergefallen sein, im eben gelesenen Explorationsbericht den Hirten zu identifizieren. Ich hingegen musste, um den Idealtypus Aufklärer sachgerecht zu formulieren, zunächst einiges Hirnschmalz investieren. Die Idee, ihn als antagonistisch funktionierendes System zu designen, half mir später, mir meinen Testtypus realistisch vorzustellen. Nur stand diese funktionale Lösung zu dem Zeitpunkt, als mir – samt der Idee, einmal selbst einen Idealtypus zu entwerfen, der Name *Aufklärer* durch den Kopf schoss – noch in den Sternen. Die Idee von der Aufklärertheorie, als sie mir 2019 kam, einen Plan zu nennen, wäre gewagt – und darauf zu wetten, dass ich ein entsprechendes Projekt durchziehen würde, äußerst riskant gewesen.

Am Entstehen meines Idealtypus‘ in der Studenumwelt halte ich neben anderen zwei interdependent wirkende Faktoren für unabdingbar beteiligt: Notwendig waren organische Prozesse in mir, die die Idee Idealtypus Aufklärer nicht nur hervorbrachten, sondern dazu führten, die Idee a) zu haben und sie b) auch sorgenfrei impulsiv zu äußern. Die Gesprächssituation mit dem Professor, in der ich 2019 überhaupt erst auf die Idee kam, einen Idealtypus namens Aufklärer zu entwerfen, fand ja unter zwei als Menschen gleichrangigen und statusbedingt *nicht* gleichrangig situierten Beteiligten statt. Relevant war aber auch der soziokulturelle Kontext, in dem das Gespräch stattfand: das Fach Religionswissenschaft. Ein Fach, das ich genauso als Teilgebiet der anthropologischen Forschungskultur verstehe, wie das Fach Populäre Kulturen, in dem der strukturierte Erfahrungsbericht entstand, den du eben gelesen hast.

Zurück zum Explorationsbericht, lieber Max, erkennst du an mindestens drei Stellen die Aufklärervariante Hirte, und eine davon eignet sich bestens als empirischer Nachweis. Die Situation mit dem Biolehrer am Abendgymnasium ist bloß erinnert, also nicht anhand Fakten verifizierbar, und der Rat der Dozentin, auf den Begriff Spezies besser zu verzichten, erfolgte zwar direkt nach einer Seminarsitzung, aber eher privat. Aber die Hörsaalszene, eine Lehrsituation, ist unabhängig von mir dokumentiert.

Fragst du mich, lieber Max, vertrauten weder Biologielehrer noch der Professor auf die Urteilskompetenz der von ihnen Aufzuklärenden. Darin, dass derartige Vorwürfe sich weder für diejenigen, die sie aussprechen gut anfühlen, noch für die davon Betroffenen, erkenne ich den kritisch entscheidenden Vorteil der Methode, Idealtypen zu formulieren: Die Utopie *Hirte* hilft mir, möglichst wenig kostbares Empathiepotenzial zu opfern. Und zwar weil ich zuversichtlich hoffe, mit diesem Hack zukünftig immer öfter ohne moralische Zeigegeste auf spezielle Mitmenschen treffend genug über einigen mehr und anderen weniger passendes Aufklärungshandeln diskutieren zu können!

Während die Aufklärervariante *Hirte* wegen ihres normativen Charakters in der Hörsaalszene deutlich herauskommt, bietet die Kernaussage der Beurteilung der Dozentin in der Kategorie Reiseandenken scharfe Sicht auf deren Antagonisten: den *Einhandsegler*. Höchstwahrscheinlich inspirierte mich ihr sehr

eigenständig scheinendes Urteil, die Tatsache also, dass sie die von mir abgelieferte Arbeit eher als Auseinandersetzung mit dem Fach als ein volkscundlich motiviertes Produkt einordnete, *generell* dazu, meine Bachelorarbeit implizit ans Fach zu adressieren. Und *speziell* mit der Kategorie Reiseandenken explizit einen analytischen Strang in meine empirische Einzelfallstudie zu bauen, in dem ich testete, wie geeignet erkenntnistheoretisch wie ich orientierte Personen als kulturanthropologisch Forschende wären.

Dass sich die Erkenntnistheorie Ökologische Anthropologie, die mein Denken orientiert, sperrig zur üblichen Forschungshaltung kulturelrelativistisch dominierter Fächer verhält, schreibe ich so leicht hin, wie ich es verstehe. Trotzdem: Neben der Freude, die wissenschaftliches Vorankommen macht, erlebte ich auch wiederholt aufkommendes, teilweise erhebliches Unbehagen, während ich mir meiner Interpretation der Lage zunehmend sicherer wurde, dass diese prinzipielle Unverträglichkeit systemisch Sand ins Getriebe transdisziplinärer humanwissenschaftlicher Kommunikation streut.

Nun ist ja etwas herauszufinden eines und es aller Welt unverschlüsselt preiszugeben, etwas anderes. Es kann sich sogar brutal falsch anfühlen, das aus deiner wohlüberlegten Sicht sowohl sachlich als auch moralisch Richtige zu tun – ungefähr so, als würdest du zwischen den Stühlen im Dunklen pfeifen. Ich erinnere noch deutlich, wie schwer es mir fiel, dem Gefühl zu widerstehen, mich als Verräterin zu fühlen, als ich – nur in dem Moment spontan, weil ich es, peinlich berührt von dem, was ich vorhatte, lange vor mir hergeschoben hatte, einen Sprechstundentermin zu verabreden – an die offene Tür ins Büro des Professors klopfte und, auf dessen zustimmendes Lächeln hin, eintrat.

Ich muss sehr entschieden gewirkt haben, die Hörsaalszene in der Studienreise dokumentieren zu wollen, die damals kurz vor der Abgabe stand. Sachlich gab es wegen der Angabe der genauen Zeitsequenz der Szene im regulären Mitschnitt der Vorlesung nichts zu deuteln. Und rein rational, das ist schon klar, lieber Max, verstehe ich Dozierende an Universitäten während ihrer Vorlesungen als Personen von öffentlichem Interesse. Dass der Professor mit keinem Wort versuchte, mich von meinem Vorhaben abzubringen, die Arbeit samt Szene zur Beurteilung abzugeben verstärkte mein Peinlichkeitsgefühl sogar noch! Immerhin war derjenige, der meine Arbeit betreute und beurteilen würde, einer seiner wissenschaftlichen Mitarbeiter! Ich ziehe den Hut vor der Charakterstärke des Professors in dieser Lage!

Dieser Komplex aus Peinlichkeitsgefühl und sachlich als richtig empfundenen Urteil ist ein wesentlicher theoriekonstitutiver Bestandteil meiner idealtypisch formulierten Theorie vom Aufklärer und weit darüber hinaus so relevant für meine Forschungsarbeit in Sachen cmV, dass ich ihr einen eigenen Namen gab. Bewusst wurde mir die «Maulwurf-Überlegung» beim Formulieren eines philosophisch reflektierenden Abschnitts der Studienreise zum Thema Forschungsmethode Analytische Autoethnografie.

Bei dieser Gelegenheit, lieber Max, kann ich dich gleich darüber informieren, dass ich diese Arbeit im zur Rekonstruktion vorbereiteten Analysekorpus unter dem Namen Feldexperiment 15 aus Studienjahr

2015 führe, weil es in einem Fall experimenteller Archäologie glatt funktioniert, mir diesen Korpus so vorzustellen, als läge alles darin relational wie gefunden in einem jahresschichtweise gehobenen Block. Und nun schon direkt zu einem konkreten Fundstück: In rekursiven Überarbeitungen für einen simulierten Kulturanthropologen formulierte ich meine ehrlichsten Antworten auf ihm in den Mund gelegte, hier fett gedruckte Fragen; lies das folgende Fundstück, ebenfalls aus der Studienreise (du ahnst es, technisch kurz bezeichnet als FE 15, 2015, in diesem Fall S. 50) einfach selbst:

Autoethnografie ist also gut?

Viele sagen, Autoethnografie sei nicht wissenschaftlich. Warum wollen Sie über eine Methode ohne konkreten Einsatzfall reden?

Damit Sie sie wissenschaftlich verteidigen!

Die Methode braucht meine Verteidigung nicht. Wollen Sie aus einem wissenschaftlichen Feld heraus über Wissenschaftlichkeit an sich diskutieren? Wie soll das gehen, wenn man andere Wissenschaften ebenso ernst nimmt, wie die eigene?

Wo lagen Ihre konkreten Vorteile bei der Methode?

Naja, ich forsche hier im Eingemachten einer Kultur – wenn ich nicht will, dass Sie mich mit Schimpf und Schande aus dem Land jagen, *muss* ich für mich sprechen und darf nicht mal den Anschein wecken, Allgemeingültiges behaupten zu wollen!

Müssen Sie das wirklich fürchten?

Würde ich fürchten, das fürchten zu müssen, würde ich es Ihnen gegenüber nicht ausgeplaudert haben. Ich vertraue den Landsleuten, die ich sehr für ihre Offenheit schätze.

Ist es ethisch in Ordnung, den Maulwurf zu spielen?

Das haben sich eben Ihre Landsleute gefragt. Mit dem Ergebnis: Forschen ja, Maulwurf nein. Nebenbei meine ich ehrlich gesagt, wir alle beobachten dauernd irgendwelche anderen, und das geht nur gut, wenn man einander nicht zu schnell suspekt ist. Wenn ich nicht sehr konkrete Anhaltspunkte dafür habe, dass mir jemand wirklich was Böses will, fahre ich besser damit, es nicht zu vermuten.

Wie du siehst, erfand ich, um selbst zu verstehen, was mir in wichtigen Fragen durch den Kopf schießt, schon verschiedene Arten zweckadaptiver Dialogpartner. Da jede Forschungsmethode, die ich einsetzte, um noch implizite Stationen meines Erkenntniswegs zu kartieren, konstitutiv zur Theorie AGsSA beitrug, lasse ich noch deinen soziologischen Kollege Leon Anderson zu Wort kommen. In puncto Analytischer Autoethnografie zieht er nämlich eine hilfreich klare Grenze zwischen Nabelschau und selbstreflektiertem Forschen:

But self-understanding does not need to be Freudian, or Rogerian, or new-age mystical. The kind of self-understanding I am talking about lies at the intersection of biography and society: self-knowledge that comes from understanding our personal lives, identities, and feelings as deeply connected to and in large part constituted by – and in turn helping to constitute – the sociocultural contexts in which we live (Anderson 2006 Analytic Autoethnographie: 390).

Darin meine ich, neben einer deutlich soziologischen, auch eine dezent anklingende politische Intention zu erkennen. Was nicht unwahrscheinlich daran liegen könnte, dass in meinem Fall der Kulturschock, der 2012 begann, schon den emotionalen Spin trug, der mich wegen meinerseits gewünschter demokratischer Verhältnisse dazu motivierte, mein Erkenntnisinteresse als solide Energiezufuhr dafür zu nutzen, mich wissenschaftspolitisch für prognosesicherere Sozialtheorie zu engagieren.

Ein anderes Fundstück bietet weiteren Aufschluss zur Beurteilung der Sachlage: FE 6, 2014 führte ich für ein Seminar durch, das sich um die Frage drehte, ob das Genre Science Fiction als imaginäre Ethnografie durchginge. Darin analysierte ich zwei Bücher von Doris Lessing auf ihren Anthropologiegehalt. In folgendem Fundstück (S. 11) zitiere ich Umberto Eco; geht es um Technik als Treiber gesellschaftlicher Phänomene:

Ein umfassender Begriff von Anthropologie enthält, was Menschen von Technik erwarten, wie sie sie anwenden und ihre gesellschaftlichen Wirkungen. Lessing blickt weder überrealistisch optimistisch auf Technik, noch warnt sie apokalyptisch drohend vor schlagartiger und umfassender Vernichtung. Ihre unaufgeregte – aber keineswegs gleichgültige Art, Beobachtetes mit teilnehmender Distanz weiterzudenken, scheint mir eine wertvolle wissenschaftliche Qualität. Seziert sie eine „Leiche“? Wollte Science Fiction antizipiertes Unglück verhindern, sei sie zwar immer noch eine Verwandte der Wissenschaft, aber sie ist es in dem Sinne, in dem die Sezierung einer Leiche mit der präventiven Medizin verwandt ist – nur daß die noch nicht existente Leiche „antizipiert“ wird, um Abscheu vor der organischen Veränderung zu wecken, die eines Tages dazu führen könnte, daß die Leiche real existiert (Eco 2011: 221).

Falls es so gemeint ist, wäre Lessings Leiche nicht mit großem Knall gestorben, sondern langsam daran erstickt, sich an den eigenen Charakteristika verschluckt zu haben. Unspektakulär, aber nicht weniger grausam und ohne monokausale Ursache.

Springst du mit mir, lieber Max, über die kleine Erklärungslücke, die es dafür zu überwinden gilt, demokratische Verhältnisse zu kultivieren eine Regierungstechnik zu nennen? Die unter einigen Bedingungen schneller erodieren könnte als unter anderen? Was ich mir von der Sprungbereitschaft erhoffe, ist so präventiv dazu beitragen zu können, dass politologisch motivierte Nachfahren Demokratie nicht erst als Leiche sezieren müssten.

Ja, lieber Max, einige Methoden innerhalb meines Forschungsdesigns, darunter auch Scientific Science Fiction, sind nicht weniger umstritten als dieses selbst, was allerdings damit verarbeitete Fakten nicht daran hindert, ein- und dieselben Fakten zu bleiben.

Ich kam in diesem Studium an, wie wohl viele vor langer Zeit migrierte Menschen in eine ihnen teilweise sehr fremd gewordene Heimat, fühlte mich umgeben vom orthodox gelebten Kulturrelativismus, der meine Schulumwelt in Deutschland profiliert hatte. Sozialisiert im kämpferisch-friedensbewegten Klima der 1968-er Jahre, wuchs ich mit dem kulturrelativistischen Mythos auf: der Erkenntnistheorie *Philosophische Anthropologie*. Dieser Standardinterpretation von Mensch nach ist unser Sozialverhalten ausnahmslos kulturell gelernt und genau das trenne Mensch eindeutig von Tier. Emotional positiv geprägt auf die 68er-Kultur fiel mir der religiöse Aspekt dieses Narrativs – lax formuliert, das Theologische am sozialpädagogischen Habitus des Hirten – schlichtweg nicht auf.

Wegen des leicht zynischen Tons, den du manchmal anschlugst, lieber Max, wusstest du wohl aus Erfahrung, dass wohlmeinende Toleranz sich nicht mit der Art wissenschaftlichem Respekt deckt, der sich durch wohlwollend-skeptische Auseinandersetzung mit deinen Überlegungen zeigt. Dass du im Zusammenhang mit wissenschaftlicher Stringenz von Predigen sprachst, kam ja nicht von ungefähr?

Ein Argument, lieber Max, ist ein soziales Phänomen und die soziale Hebelwirkung von Argumenten betrifft ja schon die Selektion der Worte und Beispiele, mit denen du sie vorbringst.

Zurück zum Thema Kulturschock führe ich meinen nicht unwesentlich darauf zurück, 2012 implizit erkannt zu haben, wie oft ich mich als überzeugte (und keine Ahnung, wie oft andere überzeugende) Mitläuferin verhalten hatte – gepusht vom Gefühl, das mir die guten Noten verschafften, mit denen der Hirte zu meiner Schulzeit eloquent vorgebrachte, inhaltlich erwünschte Argumente belohnte.

Derartige Gefälligkeitsgutachten zu ernten musste ich im neuen Studium schon wegen meiner von der fest institutionalisierten kulturellrelativistisch dominierten Variante von Konstruktivismus abweichenden erkenntnistheoretischen Orientierung nicht fürchten. Umso stolzer bin ich auf die einzigen beiden Bestnoten, die ich in diesem Studium erntete: im Fach Populäre Kulturen für FE 15, und im Fach Religionswissenschaft für FE 18, 2015, die Präsentation *Evolutionstheorie – Ein Update*. Dass ich für meine Forschungshaltung keineswegs angegriffen, sondern diese meist durchaus freundlich ignoriert wurde, verdanke ich einem Aspekt von Kulturrelativismus, der sich sehr angenehm anfühlen kann: Toleranz gegenüber Menschen fremder Kulturen. Leider scheint diese zumindest aktuell gegenüber anthropologisch prinzipiell anders orientiert Forschenden leider arg strapaziert zu werden. Ob uns Menschen als eine Spezies zu verstehen, die im Laufe ihrer Evolution gelernt hat, Staaten zu bilden, helfen könnte die riskante Nebenwirkung von Kulturrelativismus vermeiden, über die kritisch riskante Abbruchkante am Übergang zwischen Unterstützen und Unterschätzen Aufzuklärender zu stolpern? Ich hoffe es jedenfalls.

Die diversen Varianten von Kulturwissenschaft sind übrigens nicht die einzigen, die das Problem betrifft, zumindest in weiten Teilen ihres Gebiets ohne ökologische Bodenhaftung zu arbeiten. Trotz aller Liebe zum Grundsatz der Freiheit von Forschung und Lehre scheinen evolutions- und funktionstheoretische Fragen nicht nur im Fach Populäre Kulturen und im Fach Religionswissenschaft nahezu unfragbar zu sein: Als ich mit Psychologie mein erstes anthropologisches Fach absolvierte, erlebte ich die Theorien Evolutionäre Psychologie und Soziobiologie genauso ausgegrenzt wie prozessorientiert-funktionales Denken mit Hilfe der Computeranalogie. Letzteres zeigte sich beispielsweise daran, dass ein Mitstudierender an einem ersten Seminartag auf die an die Runde gerichtete Frage der Lehrenden, was uns zum Studium der Psychologie verlockt habe, antwortete, ihn interessiere besonders wie menschliche Gehirne Information verarbeiteten. Die Sozialpsychologie lehrende Dozentin, die einladend gefragt hatte, reagierte sichtlich empört und trug reflexartig vor, es sei gefährlich zu denken, Menschen seien Maschinen. Das hatte zwar niemand behauptet, aber jeder Organismus interpretiert Umweltreize ja zwingend selbst: entlang aufmerksamkeitsökonomisch zwingend nötiger eigener Beschränkungen!

Dem integrativen Impuls, wirklich alle ins Gespräch zu ziehen, um noch einen rein freundlich wirkenden Aspekt der 68er-Kultur anzusprechen, widerstehe ich jetzt immer öfter, lieber Max. Weil ich diejenigen nicht respektlos übergehen möchte, die – vielleicht mit unabgeschlossener Meinung zu Sache, oder aus anderen Gründen, die nur sie selbst angehen – lieber anonym bleiben möchten. Wie oft ich in meiner

organisationspsychologischen Arbeit versucht habe, Zurückhaltende zu motivieren – ja, sag‘ ruhig zu manipulieren, lieber Max! – „sich“ einzubringen, die von sich aus noch nicht soweit waren, sich mit etwas vorzuwagen, das hinterher im Protokoll stand, möchte ich lieber nicht wissen.

Irgendwoher muss mangelnde Compliance bei der Umsetzung gemeinschaftlich guter Absichten (zum Beispiel zum Thema Anpassung an die erkannte Anthropozänlage), zu denen sich viele offen committet haben, ja kommen!

Und damit komme ich für heute zum Schluss: Dass ich 2019 den Aufklärer als sozialen Hebel – heute kann ich sagen, als die Schlüsselspezies zur Aktualisierung der Anthropologischen Differenz – erkannte, reichte nicht. Erst als ich zu ahnen begann, dass in jedem Aufklärungsprozess, den egal wer, wann und wozu unternimmt, die Antagonisten des sozialen Mechanismus‘ Aufklärer optimal dosiert werden könnten, fand ich zu einer aus meiner Sicht funktionierenden Version der idealtypischen Theorie AGsSA.

Im nächsten Brief geht es um die individuelle Bodenhaftung, auf die ich als Theoretikerin dringend angewiesen bin. Mein Aufwachsen im 68er-Kontext erklärt ja den emanzipativen Akt nicht, mit dem ich mich von den Aspekten darin lösen will, die mir weniger zielführend erscheinen. Dabei nehme ich rückblickend auf Studienjahr 2012 für den weiteren Forschungsweg eine Frage mit: Könnte es sein, dass im System Wissenschaft genau dann Othering via Selfing entsteht, wenn sozialer Zusammenhalt in Communities fallweise enger wird als wissenschaftliche Skepsis? Falls ja, könnte es sein, dass die Abstimmung zwischen Philosophie und Hermeneutik historisch aus dem Ruder lief?

Und schon sage ich dir bis bald herzliche Grüße!

Anmerkungen

Der eingebettete Explorationsbericht aus meiner Bachelorarbeit wurde zur flüssigeren Lesbarkeit sehr vorsichtig überarbeitet, ohne inhaltliche Aussagen zu verändern. Die Anmerkungen zu Dilthey, Riehl und Malinowski waren als volkskundliches Grundlagenwissen nicht in der *Studienreise* enthalten.

ⁱ Der 1833 geborene Wilhelm Dilthey studierte Theologie, Geschichte und Philosophie und starb 1911; 1910 veröffentlichte er *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* (vgl. Neuherausgeber Guth 2017: 127).

ⁱⁱ Der Kulturhistoriker und Erzähler Wilhelm Heinrich Riehl wurde 1823 geboren und starb 1897; er veröffentlichte 1869 *Naturgeschichte des Volkes* und begründete damit das Fach Volkskunde (vgl. Stein 1984: 888 / 928); das Fach Populäre Kulturen an der Universität Zürich ist eine Nachfolgevariante dieser Disziplin.

ⁱⁱⁱ Der Philosoph, Soziologe und Ethnologe Bronislaw Kaspar Malinowski wurde 1884 geboren und starb 1942; er setzte sich mit den seinerzeit gängigen Theorien des Ursprungs von Religion auseinander (vgl. Stolz 2010: 249ff).

^{iv} Vorlesung Populäre Literaturen und Medien am 3.10.12, Streaming, Zeitabschnitt: 1: 08 – bis 1:10.

^v Wieser 1998: 521f.

-
- ^{vi} „Sozial ‚konstruierte‘ Lebewesen wie der Mensch reagieren auf den Ausschluss aus der Gemeinschaft nahezu identisch wie auf körperlichen Schmerz, [...]“ (Bauer 2007: 78f).
- ^{vii} Vgl. Kenrick 2012 Sex, Mord und der Sinn des Lebens: 64- 65.
- ^{viii} Vgl. Berns 1994: 12f.
- ^{ix} Prof. Dr. Thomas Hengartner hielt von 2010 bis zu seinem Tod 2018 im Studienfach Populäre Kulturen den Lehrstuhl Alltagskulturen (<https://www.isek.uzh.ch/de/popul%C3%A4rekulturen/personen/personen/hengartner.html>).
- ^x Vgl. 2013: 398.
- ^{xi} 1973 Verborgene anthropologische Voraussetzungen: 261, Hervorhebungen von Holzkamp.
- ^{xii} Die Rede ist von sogenannten „geschützten“ oder „heiligen“ Werten, über die zu verhandeln Menschen durchschnittlich sehr, sehr schwer fällt (vgl. Atran & Medin 2008: 262-264).

Quellen und Literatur

- Atran, Scott & Medin, Douglas L. (2008): *The Native Mind. Cognition and Management of Nature across Cultures*, Cambridge, MA: MIT Press.
- Anderson, Leon (2006): *Analytic Autoethnography*, in: *Journal of Contemporary Ethnography* 35 (4), S. 373–395.
- Bauer, Joachim (2007): *Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren*, 3. Auflage, Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Berns, Jörg Jochen (1994): *Frühformen des Seriellen in Theaterpraxis und Erzählliteratur der 15. bis 17. Jahrhunderts*, in: Günter Giesenfeld (Hg.): *Endlose Geschichten. Serialität in den Medien*. Hildesheim: Olms, 1994, S. 12–24.
- Eco, Umberto (2001): *Über Spiegel und andere Phänomene*, 6. Auflage, München: dtv.
- Garrels-Nikisch, Antje (2014): *Via Zukunft zu anthropologischen Erkenntnissen? Gedanken über Doris Lessings Mara und Dann* (unveröffentlichte Studienarbeit), Universität Zürich, Zürich, Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft.
- Garrels-Nikisch, Antje (2015): *Eine Studienreise durch Populäre Kulturen* (unveröffentlichte Studienarbeit zum Bachelor-Abschluss), Universität Zürich, Zürich, Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft.
- Garrels-Nikisch, Antje (2016): *Wer konstruiert – religiöse? – Bastelexistenzen wie? Der Typus Bastelexistenz aus systemevolutionärer Perspektive und mögliche Forschungskonsequenzen* (unveröffentlichte Studienarbeit), Universität Zürich, Zürich, Religionswissenschaftliches Seminar.
- Garrels-Nikisch, Antje (2018): *Warum funktionieren Idealtypen? Versuch und Reflexion über Webers religiöse Idealtypen an einem aktuellen Fall* (unveröffentlichte Studienarbeit), Universität Zürich, Zürich, Religionswissenschaftliches Seminar.
- Holzkamp, K. (1973): *Verborgene anthropologische Voraussetzungen in der allgemeinen Psychologie*, in: Hans-Georg Gadamer und Paul Vogler (Hg.), *Neue Anthropologie*, Band 5 *Psychologische Anthropologie*, Stuttgart: Thieme, S. 237 – 282.
- Kenrick, Douglas T. (2012): *Sex, Mord und der Sinn des Lebens. Wie die Evolutionspsychologie unser Menschenbild revolutioniert*, Bern: Huber.
- Ploder, Andrea; Stadelbauer, Johanna (2013): *Autoethnographie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkskundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis*, in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* (3+4), S. 373–404.
- Stein, Werner (1984). *Der Große Kulturfahrplan*. München: F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung.
- Stolz, Fritz (2010): *Bronislaw Kaspar Malinowsky (1884 – 1942)*, in: *Klassiker der Religionswissenschaft*, Michaels, Axel (Hg.) München: Beck.
- Wieser, Wolfgang (1998): *Die Erfindung der Individualität oder Die zwei Gesichter der Evolution*, Heidelberg, Berlin: Spektrum Akademischer Verlag.